



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Müller, Willi: Der Kaiserin Josephine Aufstieg

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Reval (im ganzen 300 Werst), eine russische Aktiengesellschaft, in der aber viel deutsches Kapital steckt. Die beiden andern, Walk—Stockmannshof (197 Werst) und Libau—Hasenpoth (46 Werst), sind rein deutsche Aktiengesellschaften. Für eine vierte, Hasenpoth—Goldingen, ist das Kapital, und zwar auch von Deutschen, aufgebracht worden. Der Bau ist dank der Weisheit einer wohlwollenden russischen Regierung, obgleich die Linie schon traciert ist, verhindert worden.

Schon nach diesen Beispielen wird man geneigt sein, der Behauptung, daß im Baltikum das mobile Kapital zum größten Teil in deutschen Händen ist, Glauben zu schenken. Nach ihm kommt das jüdische Kapital: der riesenhafte Holzhandel, vor allem Rigas, wird zum Beispiel fast ganz von den Juden, die es aber, wie gesagt, mit den Deutschen halten, beherrscht. Russisches und vor allem lettisches und estnisches Kapital spielen nur eine untergeordnete Rolle. (Schluß folgt.)



Der Kaiserin Josephine Aufstieg

Von Professor Dr. Willi Müller



In manchen Religionen treten die Gottheiten paarweise auf, neben einem Gotte eine Göttin. Wie nun Napoleon der Erste von der großen Schar seiner Bewunderer für einen Halbgott oder doch wenigstens für einen Übermenschen angesehen zu werden pflegt, so gilt ihnen als die Ergänzung des Gewaltigen in gewissem Sinne seine Gattin Josephine. Viele Bücher, die sich mit dieser beschäftigen, zeigen uns die Lebensgefährtin des großen Mannes allerdings romantisch drapiert, und wir müssen das phantastische Gewand, das sie umhüllt, erst entfernen und neben der strahlenden Aureole auch den bunten Anekdotenkranz lockern, den die Legende so dicht um das dunkle Haupthaar der präziösen Kreolin gefügt hat, wenn wir erkennen wollen, wer sie wirklich war. Aber diese Mühe ist lohnend; und so mag es uns gestattet sein, auf ein paar Seiten von demjenigen Zeitraume ihres Lebens, der sie dessen Höhepunkt entgegenführte, ein wahrheitsgetreues Bild zu entwerfen; was dabei unseren Pinsel führen soll, wird nicht nur ein wissenschaftliches, sondern auch das rein menschliche Interesse sein, das die merkwürdige Frau verdient.

Der Ehebund, den die siebzehnjährige, auf der Insel Martinique geborene Josephine Tascher de la Pagerie mit dem Vicomte Alexander de Beauharnais

geschlossen hatte, wurde gelöst, dieser später als verdächtig guillotiniert und jene gefangen gesetzt, doch nach kurzer Zeit aus dem Kerker entlassen. Sie war damals etwas über dreißig Jahre alt, hatte zwei Kinder, Eugen und Hortense, und keinen Sou im Vermögen. Trotzdem glückte es der mehr durch Anmut als durch guten Ruf ausgezeichneten jungen Witwe mit Hilfe von Schulden, die sie skrupellos machte, in den nach Robespierres Sturze sich öffnenden Pariser Salons eine Rolle zu spielen, und bald fand sich in dem jugendlichen General Bonaparte ein neuer Freier, dessen Werbung sie gern annahm. Die Hochzeit wurde im März 1796 gefeiert; unmittelbar darauf begab sich der junge Gemann zu der in Italien fechtenden Armee, deren Kommando man ihm übertragen hatte. Was Josephine an ihren Gatten band, war keineswegs Herzensneigung; sie suchte vielmehr durch die neue Heirat den gesellschaftlichen Rückhalt zu gewinnen, der ihr fehlte; deshalb täuschte sie dem kleinen Korsen wärmere Gefühle vor. In seinen Briefen erscheint Bonaparte als liebegirrender Täuberich; es spricht aus ihnen nicht der Lorbeergeschmückte General, sondern ein arkadischer Schäfer. Wahre Paroxysmen der Leidenschaft bemächtigten sich seiner bei der Aussicht, die Geliebte bald wieder in die Arme schließen und sie mit einer Million Küsse bedecken zu dürfen, „heiß wie unter dem Äquator“. Aber auch die glühendsten Ergüsse vermochten die Kälte Josephinens nicht zu wandeln; sie war eben ein Kind ihrer Zeit, in der Liebe zwischen Gatten lächerlich geworden war wie eine veraltete Mode. Ihre Zärtlichkeit plätscherte dahin wie ein feichtes Wässerchen; mit dem gewaltigen Strome tiefer Leidenschaft, der Bonapartes Herz durchflutete, hatte dieses Rinnsal nichts gemein, und die volltönenden Akkorde seiner Liebesbeteuerungen fanden keine Resonanz bei der Frau „mit dem Pulsschlag eines Marmorbildes“. Trotz seiner flehentlichen Bitten weigerte sie sich lange Zeit, zu ihm zu kommen; ein Feldlager ist doch kein Salon, wer soll denn dort ihre neuesten Toiletten bewundern? Aber als sie schließlich in Mailand erscheint, wird sie empfangen wie eine Königin, freilich, ihrem Gatten die Treue zu wahren, dazu fand die leidenschaftliche Frau damals so wenig die Kraft wie zwei Jahre später, als er in Agypten weilte. Die in der That ziemlich skandalösen Vorgänge wurden dem aus dem Lande der Pyramiden Heimkehrenden durch seine gegen Josephine mit Recht aufgebrachten Angehörigen brüthwarm hinterbracht, und das Tribunal der Familie Bonaparte, deren Mitglieder zum großen Teil an der bekannten Myopie des Pharisaertums litten und nicht den Balken im eigenen, wohl aber den Splitter im Auge der Verhassten sahen, bestärkte den Sohn und Bruder in dem Entschlusse einer Scheidung, den zu fassen er nicht zauderte. Während der ersten Nacht, die er daheim verbrachte, spielte sich zwischen ihm und seiner Gattin ein für diese höchst peinlicher Auftritt ab, und nur die Bitten Eugens und Hortenses, denen Bonaparte aufrichtig zugetan war, erwirkten für ihre Mutter die heißersehnte Verzeihung. Und die Versöhnung kann allerdings als eine ziemlich vollständige bezeichnet werden. Der alte Marquis d'Hautefort, der in die Verhältnisse ein-

geweiht war, meinte, Josephine würde beim Wiedersehen mit dem Gatten „ihre Hochzeitsmaske“ vornehmen, aber dem schlauen Fuchse gegenüber vergebens; doch er täufchte sich. Als Napoleons Bruder Lucian diesen am anderen Morgen besuchte, fand er ihn da, wo er ihn am wenigsten erwartet hatte: an der Seite Josephinens im Bette liegend. Vergöttern wie einst konnte der Getäuschte die Frau allerdings nicht mehr, die ihn so schwer gekränkt, und resigniert meinte er, ein Gleichnis der Welt entlehnd, der er anderthalb Jahre angehört hatte: „Freundschaft von einer Frau fordern, das heißt, vom Wüstenlande verlangen, daß er nicht wandere“; aber wenngleich seine Leidenschaft erkaltet war, warme Zuneigung hat er Josephine auch später noch bewahrt, und ab und an flackerte aus dem Aschenhaufen seiner Liebe doch die Flamme der alten Zärtlichkeit empor.

Der Staatsstreich des 18. Brumaire (9. Nov.) 1799 brachte den Sturz des Direktoriums; als erster der nun gewählten drei Konsuln fungierte Bonaparte, der mit seiner Gattin in das Luxembourg und Februar 1800 in die Tuileries, das Wahrzeichen souveräner Machtfülle, übersiedelte. Die Lebensweise in dem alten Königsschloße erinnerte zunächst allerdings noch an gut bürgerliche Verhältnisse, aber es fing doch eine neue Lust zu wehen an. Josephine war während ihres Witwenstandes in ihrem Umgange nicht gerade wählerisch gewesen; nun aber reformierte ihr Gatte ihren Salon gründlich und zwang sie, auf den Verkehr mit Personen nicht ganz einwandfreien Rufes zu verzichten: alte Roués und ein halbes Duzend mal geschiedene Frauen, Bekanntschaften aus der Periode des zur Direktorialzeit blühenden „Salon Barras“ paßten in die neuen Verhältnisse nicht mehr hinein. Frau Tallien, deren Kleider oben zu kurz und unten nicht lang genug waren, erschien kaum noch in den Empfangsräumen und ebensowenig Frau Hamelin, die wie keine andere die Kunst verstand, Nuditäten durch Verhüllen mit verräterischer Gaze um so interessanter erscheinen zu lassen.

Die Stellung Bonapartes wurde bald eine solche, daß jeder einsah, nach Ablauf der zehn Jahre, für die er gewählt war, würde er sich nicht gut einem anderen unterordnen können; daher brachte ihm ein Plebiszit vom Mai 1802 das Konsulat auf Lebenszeit. Das war ganz zweifellos die Vorstufe zum Throne, und Kammerherren wie Präsesken überwachten in den Tuileries nun ängstlich ein Zeremoniell nach monarchischem Zuschnitt. Diplomaten, Künstler, Gelehrte, Handelsgrößen und vor allem natürlich Soldaten bildeten die Gesellschaft des neu geschaffenen Hofes, an dem zunächst begreiflicherweise manche Kavifatur mit unterlief. Josephine erhielt jetzt ihren besonderen Hofstaat; unter anderem waren vier Ehrendamen ihres Winkes gewärtig. Aber auch ihr Privatleben gestaltete sich in mancher Hinsicht recht angenehm. Oft gab sie für die Frauen ihres näheren Verkehrs kleine Gesellschaften, bei denen es ungezwungen und lustig genug herging. Da erschienen beispielsweise die lebenslustige Gattin des bald gelegentlich der Ermordung des Herzogs von Enghien

viel genannten Obersten Savary, sehr niedlich trotz einer etwas zu lang geratenen Oberlippe, und die Gemahlin des später als Marschall so berühmt gewordenen Lannes, jung verheiratet und mit einem Madonnengesicht, dem ihr sanfter Charakter entsprach. Sie mokierte sich — man denke, was das sagen will! — niemals über eine der Mitgeladenen und konnte sogar ohne Erregung sehen, daß diese oder jene aus der Gesellschaft einen größeren Diamanten oder eine weißere Perle trug als sie selbst. Überhaupt herrschte am Hoflager des Ersten Konsuls stets ein heiterer, frischer Ton, ganz im Gegensatz zu den Gesellschaften des Kollegen Cambacérès; über wie große Liebenswürdigkeit dieser persönlich auch gebot — seine Feste waren förmlich imprägniert mit Langerweile, und wer dort verkehrte, hatte die Empfindung, als umfinge ihn der Palast des Morpheus. Den Festlichkeiten Bonapartes einen besonderen Glanz zu verleihen, trug in erster Linie der Zauber bei, der von Josephine ausging. Sie konnte nicht gerade als imposante Erscheinung gelten, aber ihre ganze Persönlichkeit umschwebte ein eigentümlicher Reiz; ihr Wuchs war tadellos, die Glieder geschmeidig und zart, die geringste ihrer Bewegungen leicht und elegant; es glückte ihr, den Beweis zu erbringen, daß unter Umständen Anmut mehr zu fesseln vermag als Schönheit. Und Hilfsuchenden gegenüber verkörperte sie geradezu die Güte. Manche Petitionen freilich, die ihr für den Ersten Konsul überreicht wurden, wanderten wohl, wenn sie seitens ihres Gatten Vorwürfe fürchtete, ungelesen in den Ramin; ja daß ein Herr de Céré, kreolischer Herkunft wie sie selbst, ihr versehentlich statt einer Bittschrift eine Schneiderrechnung übergeben hatte, ist auf diese Weise nie zu ihrer Kenntnis gelangt. Immerhin wurde Josephine durch ihre mannigfachen Talente, ihre Herkunft aus adliger Familie und die Beziehungen, die sie in Folge ihrer ersten Ehe zu den royalistischen Kreisen hatte, eine Art Bindeglied zwischen der früheren und der sich neubildenden Gesellschaft; mit Geschick und Glück stellte sie ihre Fähigkeiten in den Dienst einer sozialen Restauration und einer Verschmelzung der politisch heterogenen Elemente. Mancher Träger und manche Trägerin eines alten Namens wurden durch sie mit dem neuen Kurse versöhnt; auch in dieser Hinsicht bestand sie ihre Probezeit für den Thron mit Glanz.

Überhaupt wirkten die neuen Verhältnisse zweifellos veredelnd auf sie ein. Wir wissen, daß in früheren Tagen ihr Schiff ohne den Kompaß weiblicher Sittsamkeit im Zickzackkurs der Leidenschaft auf dem Meere des Lebens getrieben hatte; Veranlagung, Erziehung wie der ganze Geist der Zeit schlossen die Entwicklung moralischer Grundsätze aus, und so wenig ein Bardel seine Flecken wandeln kann, vermochte die galante Dame sich plötzlich in eine tugendhafte Frau zu metamorphosieren. Eine solche Umkehr vollzieht sich nicht von heute auf morgen. Nun aber paßte sie sich, losgelöst von ihrem früheren Kreise und in eine sittlich höher stehende Sphäre versetzt, dieser völlig an — eine Art Mimikry, die ihr sehr gut stand. Sie mag sich unter den Damen, die ihre Salons füllten, anfangs vielleicht wie ein schwarzes Schaf vorgekommen sein,

aber die zunehmenden Jahre begünstigten eine Mauferung und ließen die einst so Leichtfertige in der neuen Welt heimisch werden. Nach und nach — man lese und staune! — entwickelte sich Josephine zu einer in ihrer Führung tadellosen Frau, die mit zärtlicher Liebe an ihrem Gatten hing, so daß das Zusammenleben der beiden als eine durchaus glückliche, harmonische Ehe erscheint und sie am 18. Oktober 1801 an ihre Mutter — der Vater war schon tot — schreiben konnte: „Du mußt Bonaparte recht lieb haben, denn er macht Deine Tochter sehr glücklich“. Ein stetes Hindernis vollen Seelenfriedens war für Josephine allerdings der Haß, mit dem die Familie Bonaparte sie unausgesetzt verfolgte. Für Napoleons Mutter und Geschwister — freilich auch für viele andere Leute, die ihre Vergangenheit kannten — blieb sie immer die Heiäre, die sie einst gewesen, und so standen fast alle Angehörigen ihres Gatten ihr ablehnend gegenüber, besonders die Schwägerin Pauline, „la jolie Paulette, la belle des belles“, die Josephine geradezu feindlich entgegentrat und so den Beweis lieferte, daß die Wahrheit des alten Spruches: „Gleich und gleich gesellt sich gern“ an der Klippe des Neides liebreizender Frauen gar zu leicht Schiffbruch leidet.

Und diesen unerquicklichen Zuständen gesellte sich allmählich eine ernste Sorge. Das lebenslängliche Konsulat sah einer Alleinherrschaft um so ähnlicher, als man Bonaparte bei seiner Wahl das Recht zugesprochen hatte, einen Nachfolger zu bestimmen. Aber wo war dieser Erbe seiner Macht? Ein Kind hatte seine Gattin ihm nicht geschenkt. Ihm selbst, wie aller Welt, kam es aber immer deutlicher zum Bewußtsein, daß es der Erblichkeit, daß es der Gründung einer Dynastie bedürfe, die in Aussicht stehende Monarchie zu festigen, und auch Josephine konnte sich das unmöglich verhehlen. Zugleich mußte sie sich aber sagen, daß jeder Schritt, der ihren Gemahl dem Throne näher brachte, ihn Nachkommenschaft um so schmerzlicher vermiffen lassen und von der Frau, die ihm einen Erben nicht zu geben vermochte, weiter entfernen würde. Aber war es denn durchaus erforderlich, daß dieser Erbe ein leiblicher Sohn sei? Konnte nicht an Stelle der Erbfolge innerhalb der Familie das Adoptivsystem treten und ein Nachfolger, wenn nicht aus seinem Blute, so aus seinem Willen hervorgehen? Indes auch dem Beschreiten dieses Weges stellten sich erhebliche Schwierigkeiten entgegen. Josephs, des ältesten Bruders, Kinder waren Mädchen, und auch Lucian, der nach jenem in Betracht kam, hatte aus seiner durch den Tod gelösten ersten Ehe nur Töchter; die Erbfolge mußte also auf dessen männliche Nachkommen aus einer zweiten Verbindung übergehen. Lucian heiratete nun im Oktober 1803 eine Frau Joubertson, die verlassene Gattin eines Pariser Mallers, von der er bereits einen natürlichen Sohn hatte, und dieser neue Bund versprach, den unehelichen Sprößling zum Erben Frankreichs zu machen. Man male sich den Hohn der Royalisten, den Spott der Jakobiner und die Sarkasmen der englischen Witzblätter aus!

Josephine sah die dunkle Wolke, die ihr Lebensglück zu überschatten drohte, sich nähern. Sie konnte sich nicht verhehlen: allmählich trat ihre Unfruchtbar-

keit aus dem Stadium einer privaten, einer Familienangelegenheit heraus; sie wurde Staatsfache, und die gequälte Frau begriff, daß der Gedanke an eine andere Verbindung sich ihrem Gatten immer zwingender aufdrängen mußte. Bei schlechter Laune machte dieser ihre Sterilität bereits zum Gegenstande seines Spottes; als er einst in Malmaison mit einigen Gästen eine Jagd veranstalten wollte und Josephine darauf hinwies, daß alles Wild trüchtig sei, äußerte er: „Ja, meine Herren, hier erwartet alles Nachkommenschaft, nur Madame nicht!“ Schließlich machte die Furcht vor der Trennung von dem geliebten Manne die Ärmste sogar zur Fürsprecherin der Bourbonen, die den Thron Frankreichs noch immer als ihre Domäne ansahen. Als erblicher Staatshäupter mußte Bonaparte selbstverständlich nach Kindern verlangen; als Herzog, als Pair oder als Connetabel Ludwigs des Achtzehnten konnte er allenfalls auf Nachkommen verzichten. Aber zu ihrem großen Schmerze dachte Napoleon garnicht daran, die Rolle eines Monks zu spielen.

Mittlerweile bahnte der Lauf der Dinge, zumal ein im März 1804 entdecktes royalistisches Komplott, das auf die Ermordung des Ersten Konsuls hinauslief, immer unabweislicher der Überzeugung die Wege, daß nur die Errichtung eines Thrones die Fortdauer der Ruhe im Inneren des Staates verbürgen könne. Die gesetzgebenden Faktoren schlugen Napoleon daher die Annahme der erblichen Kaiserwürde vor, und eine Volksabstimmung wählte ihn zum Herrscher Frankreichs. Am 18. Mai rief im Schlosse von St. Cloud, wo der Hof gerade weilte, der bisherige Konsul Cambacérès an der Spitze der Senatoren Napoleon Bonaparte zum Kaiser der Franzosen aus. Dann verfügte sich der Senat in die Gemächer Josephinens und proklamierte diese zur Kaiserin; als sie zum ersten Male mit dem Titel „Majestät“ angeredet wurde, war sie tief ergriffen und dankte in einer ihr trefflich stehenden Verwirrung. Nun schien aber eine Krönung nötig, um die neue Herrschaft in den Augen der Welt an Glanz nicht hinter den alten Monarchien Europas zurückstehen zu lassen, und sofort tauchte die Frage auf: Sollte Josephine gekrönt werden wie der Kaiser? Sie wünschte es glühend, denn mit Recht erblickte sie in einer solchen Ehrung ein Band, das ihren Gatten enger an sie fesseln würde, eine sichere Bürgschaft gegen die Verstoßung. Wurde ihr dieser Herzenswunsch erfüllt, dann war das unheimliche Spukgebilde, das ihr die letzten Jahre verbittert hatte, gebannt für alle Zeiten und ihre Stellung ihrer Meinung nach unantastbar. Aber aus demselben Grunde setzten die Gegner alles in Bewegung, eine Krönung Josephinens zu verhindern. Schon gewann es den Anschein, als sollten sie siegen, da stimmte gerade ihr allzu deutlich zur Schau getragener, den Kaiser verletzender Triumph diesen noch einmal um; es kam dazu die zweifelhafte Hoffnung auf bessere Erfolge in einer neuen Ehe — auch seine Liebchaften hatten keine Deszendenz ergeben —, die warme Sympathie für seine Stiefkinder und endlich die immer wieder erwachende Liebe zu der an seine Seite gestellten Frau; nach einer erregten Szene, wie

diese Zeit sie mehrfach gebracht haben mag, zog er Josephine an sein Herz, erklärte, daß er nie die Kraft finden würde, sich von ihr zu trennen, und forderte sie mit Worten, die ihr wie ein Evangelium klangen, auf, sich zur gemeinsamen Krönung zu rüsten.

Da es nun wünschenswert schien, dem jungen gallischen Kaisertume dieselbe Basis zu geben, auf der einst das alte römisch-germanische geruht hatte, wurde an Papst Pius den Siebenten die Bitte gerichtet, zur Inauguration der napoleonischen Weltmonarchie nach Frankreich zu kommen, und nach längeren Verhandlungen erklärte er sich dazu bereit; es mochte ihn mit Genugtuung erfüllen zu sehen, wie der mächtigste Herrscher der Welt vor dem Haupte der Kirche das Knie beugte. Josephine schwamm in einem Meere von Seligkeit, vom Heiligen Vater gesalbt zu werden! Nie hatten ihre kühnsten Pläne sie solches Glück schauen lassen. Und doch hegte sie noch einen heißen Wunsch: die kirchliche Einsegnung ihrer, den Anschauungen der Direktorialzeit entsprechend, nur bürgerlich geschlossenen Ehe. Durfte sie jetzt vielleicht hoffen, durch Vermittlung des Papstes dieses sehnende Verlangen gestillt zu sehen und so eine neue Festigung ihres Bundes mit Napoleon zu erreichen? Allerdings schien es sehr fraglich, ob ihr Gatte für die Gewährung einer dahin zielenden Bitte zu haben sein werde; ergab doch die durch einen Priester vollzogene Trauung ein neues Hindernis für das eventuelle spätere Auseinandergehen. Aber ein Versuch konnte immerhin gemacht werden; daher wandte Josephine sich in Fontainebleau an den über die Alpen gekommenen Pontifex und bat ihn, bei Napoleon das Nachholen der kirchlichen Weihe ihres Ehebundes durchzusetzen. In der Tat konnte Pius eine Frau, die nach priesterlicher Anschauung im Konkubinat lebte, nicht gut salben und krönen, und so erklärte er denn dem Kaiser auf das bestimmteste, er vermöge wohl an ihm selbst, aber ohne das erwähnte Zugeständnis unmöglich an Josephine die heilige Handlung zu vollziehen. Diesem festen Entschlusse gegenüber mußte Napoleon nachgeben; sein Oheim Fesch, Kardinal von Lyon und Großalmosenier Frankreichs, erteilte daher am Tage vor der Krönung ganz im geheimen dem Ehebunde nachträglich den Segen der Kirche.

Nun konnte zur Krönung geschritten werden; ganz Frankreich und speziell seine Hauptstadt blickten der festlichen Handlung mit lebhafter Freude entgegen, und nur hier und da mischte sich in den allgemeinen Jubel der verhaltene Groll der Opposition; man fand beispielsweise in Paris an den Straßenecken Zettel angeklebt mit den Worten: „Letzte Vorstellung der französischen Revolution — zum Besten einer armen korffianischen Familie“. Aber solche Mißlänge, kaum beachtet, vermochten die Harmonie der allgemeinen Feststimmung nicht ernstlich zu stören. Und es war, als wolle auch die Natur mitfeiern; der 2. Dezember 1804, der mit Spannung erwartete Krönungstag, zog, ziemlich kalt zwar, aber sonst in aller Herrlichkeit herauf; ein klarer, blauer Himmel wölbte sich über Paris. Kanonendonner während der Fahrt des Kaiserlichen

Paares nach Notre-Dame leitete die Feier ein, deren Pracht an die Märchen des Orients erinnerte. Die Sonnenstrahlen, durch die prachtvollen Glasmalereien an den Fenstern der alten Kirche fallend, umstrahlten die mächtigen Pfeiler und Säulen mit buntflimmernden Lichtern und ließen die weiten Hallen wie mit lieblichen Teppichbeeten geschmückt erscheinen; aber lieblicher noch grüßten von den Tribünen herab, lebendigen blühenden Blumen gleich, die in den Wintertag den Lenz hineinzutragen sich bemühten, die Damen der Hofgesellschaft, fast alle jung und schön, in ihrem glitzernden Geschmeide: von blendenden Frauennäcken sprühten strahlende Brillanten ihre Blitze, in Seide und Spitzen funkelten Juwelen, goldene Ketten gleißten von Mabafterarmen, und aus Goldhaar und Rabensflechten quoll das Leuchten farbiger Edelsteine hervor. Die Kaiserin trug eine herrliche weiße mit reicher Goldstickerei und Diamanten gezierte Atlasrobe und darüber einen mit goldenen Bienen besetzten, hermelinverbrämten Mantel von schwerem Purpursamt; ihr Haupt aber schmückte ein Diadem aus Edelsteinen und Perlen im Werte von mehr als einer halben Million Franken. Zunächst verlief alles der festgesetzten Ordnung gemäß: nach dem Kaiser salbte Pius auch Josephine; als er aber die Krone ergreifen wollte, um Napoleon mit diesem Sinnbilde fürstlicher Souveränität zu zieren, wurde ihm ein leichter ablehnender Wink gegeben; der Herrscher setzte sie sich — unter rücksichtsloser Mißachtung des päpstlichen Entgegenkommens — selbst aufs Haupt. Dann ließ er seine mit gefalteten Händen, auf die ihre Tränen niedertropften, vor ihm knieende Gemahlin derselben Ehre teilhaftig werden; auch sie schmückte er mit einer im Glanze von Brillanten und Smaragden schimmernden Krone. Und niemals sah Josephine vorteilhafter aus als an diesem festlichen Tage; das Glück bewährte seine alte Zauberkraft auch an ihr; es verjüngte und verschönte die Züge, aus denen der Lenz des Lebens längst entschwunden war, und wob etwas Mädchenhaftes um die ganze Erscheinung. Dazu war sie die Majestät selbst; der Anmut, ihrem natürlichen Erbteile, gesellte sich nun die Würde, die sie früher so oft hatte vermissen lassen. Und wem ein Blick gegeben war für die zärtliche Sorgfalt, mit der Napoleon seiner Lebensgefährtin die Krone aufs Haupt drückte, ihr dabei liebevoll das Haar ordnend, und wer das mildfreundliche Lächeln Josephinens sah, das ihm dafür dankte, der war vollauf berechtigt, die Zukunft der Beiden im rosigsten Lichte zu sehen und eitel Glück und Frieden von ihr zu erwarten. Herrliche Musik, von einem brillanten Orchester künstlerisch vorgetragen, in geschmackvollem Wechsel mit dem Hörner- und Trompetengeschmetter wie den Trommelwirbeln der in die Kirche befohlenen Regimentskapellen und den mächtigen Akkorden der Orgel beschloß die feierliche Handlung; draußen aber mischten sich die weithin hallenden Klänge der Glocken in die dröhnenden Salven der hinter dem Gotteshause aufgestellten Artillerie. Und dann brach die versammelte Menge aus in den oft wiederholten Ruf: „Vive L'Empereur! Vive L'Impératrice!“, der, nie gehört in

diesen Räumen, an den Wänden der gewaltigen Kathedrale widerhallend, ein neues Zeitalter heraufzuführen schien. Endlich kam die Heimfahrt; durch die illuminierten Straßen — es war spät geworden, und die Dämmerung brach herein — lehrten die Gekrönten in das Schloß zurück, beide tief ergriffen; zehntausend Reiter mit Fackeln in den Händen erleuchteten den Weg, den sie nahmen.

Vor der Fahrt nach Notre-Dame soll Napoleon zu seinem älteren Bruder, als sie beide im Festschmucke dastanden, gesagt haben: „Joseph, wenn unser Vater uns sähe!“ So hat vielleicht auch Josephine, als sie, mit der Krone Frankreichs geschmückt, vor dem Altar kniete, gedacht: „Wenn meine Mutter mich sehen könnte!“ Ihr Glück kannte keine Grenzen. Von einem Priester getraut, vom Papste gesalbt, vom Kaiser gekrönt — nun schien ihre Stellung unantastbar und ihre Zukunft gesichert.

Doch einen ewigen Bund mit dem Schicksal vermag der Mensch bekanntlich nicht zu knüpfen.

